

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Alemanne. 1931-1945 1944

71 (12.3.1944)

heute früh sich manche erstarrte Hand von der Waffe löste. Die Lage seiner Kompanie ist verzweifelt. Der Zusammenhang der Front zerbrach. Die Kompanie umgingen, eingeschlossen. Pausenlos lag das ganze Tag über das konzentrische Feuer der wütenden Angriffe auf seiner Kompanie, die sich in dem Dorf, einem Ankerpunkt der Abwehrfront, eingekerkert hatte.

Als die Schützen der Nacht auf den Schnee gefallen waren, hätte der Leutnant den letzten Funkpruch an das Regiment durchgegeben: Wir kämpfen gegen eine Übermacht! Punkt 7 steht zum Teil in Flammen!

Die Antwort des Kommandeurs wurde bei der Kompanie nicht mehr empfangen. Ein Vortrupp hatte das Funkgerät vernichtet. Wenn die Grenadiere das Ohr der Finsternis zuwenden, die sich gefahrdrohend und lauernd um sie gelegt hat, vernahmen sie ein Schießen und Stampfen, der Wind trägt aber keinen Ruf und Waffengeräusche zu ihnen herüber als kühnere er den Tod oder irgendeine jenar unheimlichen Überraschung an, die diese froelkührenden Nächte hier immer bereit halten. Hind und wieder steigt eine Leuchtkugel hoch. Bei den Grenadiere, wie bei den Bolschewisten. Wie eine erstarrte, tote Mondlandschaft liegen dann die Felder im gleißelnden Licht. Nach Mitternacht sind die Holzhäuser niedergebrannt. Nur noch Balken glühen. Ein eisiger Wind wirbelt Funken hoch. Einige Grenadiere kauern auf der heißen Asche, um die erstarrten Füße zu erwärmen.

Fahl kommt der Morgen hoch. Hinter Nebeln und grauem Gewök. Mit bleichen Gesichtern sehen sich die Grenadiere an. Der Leutnant führt in ihnen eine quälende Unruhe. Sie wissen ja alle, daß sie eingeschlossen sind. Sie zählen zum letzten Male die Munition und stellen mit bedrückender Klarheit fest: Nur noch einen Angriff der Bolschewisten werden sie im Feuer niederhalten können. Beim nächsten Sturm des Gegners auf das Dorf bleiben nur noch die Kolben, das Seitengewehr und zwei Kisten mit Handgranaten.

Widerwillig nimmt die stumme Nacht ihre letzten Schatten weg, da tritt die Schicksalsstunde an den Leutnant und seine Kompanie. Unter wütendem Feuer greifen die Bolschewisten ohne Rücksicht auf Verluste von zwei Seiten gleichzeitig an. Während ist der Druck ihrer Übermacht. Jeder Grenadier fühlt seine eisernen Klammer. Die Lage wird kritisch für die Kompanie, als es dem Feind gelingt, den Ostgang des Dorfes zu besetzen.

Um dem Verhängnis zu entgehen, setzt der Leutnant alles auf eine Karte. Er läßt die Schwerverwundenen auf zwei Schützen verladen und befiehlt dem Feldwebel mit der Kompanie nach Süden über eine wellige Schneefläche einen neuen Wald zu erreichen, in dem noch deutsche Sicherungen liegen mußten. Der Leutnant selbst sammelt zwischen zwei Angriffen der Bolschewisten die schweren Waffen, die letzte Munition und acht freiwillige Grenadiere um sich. Unter seinem Feuer-schutz bricht das Gros der Kompanie nach Süden aus, wobei die Bolschewisten in un-widerstehlichem Ansturm mit Hurra aus ihrer Stellung geworfen werden. So gelang das Absetzen der Kompanie aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Dann war sie im Walde untergetaucht.

Für den Leutnant und seine acht Grenadiere aber gibt es keine Rettung mehr. Die Munition für die Maschinen-gewehre ist zu Ende gegangen. Von allen Seiten drängen die Bolschewisten. Mit dem vollen werdenden Tageslicht ist die letzte Patrone verschossen. Schon liegen die Angreifer ganz dicht um die Mauerreste einer abgebrannten Hütte. Da bürstet sich der Leutnant und seine acht Grenadiere zum letzten Widerstand auf. Im Walde hört die Kompanie, wie drüben im Dorfe die Detonationen von Handgranaten über die Schneefelder rollen. Dann zerreißen Wut- und Schmerzensschreie die Stille. Das war das Ende des Leutnants und seiner Grenadiere.

Am Nachmittag nehmen Sturmgeschütze und Panzergrenadiere im Gegenstoß den verlorengegangenen Ankerpunkt im weiten Kreis verkrampfter toter Bolschewisten liegt der gefallene Leutnant. Die Magazine seiner Maschinenpistole sind leer. In seinem Soldbuch findet man ein Stück Papier, auf das er in Vorhahn geschrieben hat: „Wenn ich diese Tage nicht überleben sollte, so gebt zu meiner Mutter und berichtet ihr. Ihr einen Brief zu schreiben habe ich nicht mehr die Zeit. Schreibt als letzten Trost Rilke's Verse:

Meine gute Mutter, seid stolz: Ich trage die Fahne, seid ohne Sorge: Ich trage die Fahne, habt mich lieb: Ich trage die Fahne!

Dann finden sie auch das Gesicht dem Schnee zugekehrt, hinter einer Schutthalde der Grenadiere, von dem die Kameraden vor dem Gegenstoß schon berichtet hatten. Still liegt er neben seiner zerstückelten Waffe, den Zeigefinger wie am Abzug gekrümmt. Die Grenadiere hatten ihn am frühen Morgen kämpfen und sterben gesehen, als die Rodel des Feindes auf sie anstürmten. Sein Tod hatte sie stärker und standhafter gemacht wie je zuvor und verlieh ihnen jene übermenschliche Kraft, die den schwungvollen Durchbruch erzog. Er hatte eine schwere Beinverwundung und konnte, als die Kompanie zwischen den Trümmern des Dorfes sich immer enger unter dem übermächtigen Feinddruck zusammenschloß, mit den anderen nicht mehr zurück. Ihn durch die verkohlten Reste des Dorfes zu tragen, wäre Selbstmord gewesen, er hatte es selbst eingesehen und den nach einer Möglichkeit spähenden Kameraden abgesehen. Noch lange, das Absetzen der Kameraden deckend, hatte sein Maschinengewehr die Carben in die vorwärtspringenden Bolschewisten gehämmert. Manchen brachte es zum Schweigen, mancher wand sich wimmernd im Schnee. Nachdem er die letzte Patrone verschossen hatte, sprengte er mit der letzten Handgranate die Waffe. Dabei traf den Grenadier ein tödlicher Splitter. Er war sich selbst bis zum Tode treu geblieben.

Stumm treten Panzergrenadiere an sein Grab zwischen Schnee und Schutt. Für die Dauer eines Herzschlages verkrampfen sich

Sedzehn Geleitzerstörer vernichtet

Die Bedeutung des neuen Erfolges der deutschen Untersee-Boote im Geleitzkampf

Drahtbericht unseres Korrespondenten

A. D. Berlin, 11. März.

Der Wehrmachtbericht, der die Vernichtung von sechzehn Geleitzerstörern meldet (im Februar wurden fünfzehn Zerstörer und Sicherungsschiffe als vernichtet gemeldet), verdient genau wie die entsprechenden Meldungen der Vormonats unsere hohe Aufmerksamkeit. Die anscheinende Nebenarbeit unserer Unterseeboote neben der Versenkung von Handelsschiffen kann sich auf längere Sicht für die Gegner bedenklich auswirken. Kommen jetzt auch zuweilen Geleitzüge ohne wesentliche Verluste an Handelsschiffen über den Atlantik weg, so zählt fast jedesmal ein großer Geleitzug am Ende der Reise ein paar Bewacher weg.

In der Tat haben die Geleitzerstörer und Sicherungsschiffe der feindlichen Konvois seit rund einem Jahr, insbesondere seit dem letzten September, schwerwiegende Verluste erlitten. Hatte England allein bereits im Jahre 1942 nach Eigenaufstellung 98 Zerstörer und 42 andere Geleitzfahrzeuge hauptsächlich im Atlantikverkehr verloren, so sind seitler bis Februar 1943 noch mindestens 110 Sicherungsschiffe verloren gegangen. In der ersten Hälfte von 1943 handelte es sich dabei fast ausschließlich noch um die hochwertigen mit starker Artillerie, Torpedowaffen, empfindlichen Maschinen und kostspieligen Apparaturen ausgerüsteten eigentlichen Zer-

störer, später auch um andere aus der Not geborene verbilligte Typen, wie Korvetten, Fregatten, umgebaute Bäderdampfer und ähnliche Fahrzeuge. Es leuchtet ein, daß der durch den durch die überhöhten Verluste sehr gelichtete Zerstörerbestand nicht der völligen Desarmierung im Geleitzkampf preisgegeben werden konnte, denn der Zerstörer ist in erster Linie für wichtige Aufgaben bei der Kampf- flotte bestimmt, und wird fast bei jeder Aktion dringend in größerer Anzahl benötigt. Politik (18 Geleitzerstörer Schluß) Rauch Auch ist sein so hoher Maschinenverschleiß im Fernverkehr bei großer See in diesem Maß kaum zu verantworten.

Für die umfassenden Aufgaben, die den Kriegsflootten der Anglo-Amerikaner gestellt sind, müssen die bisherigen Zerstörer ausfallen sehr bemerkbar geworden sein. Gehen wir davon aus, daß bei Kriegsausbruch nach amtlichen Zeugnissen England und die USA zusammen nur etwa 250 Zerstörer besaßen, so wird selbst unter Ansatz einer hohen Zahl von Neubauten ohne weiteres ersichtlich, daß bei dem riesigen Bedarf an Zerstörern, beispielsweise in den vielgliederten Kampfgruppen des Pazifik, die Gegner in eine Klemme geraten sind, aus der sie sich nur retten konnten, indem sie für den Geleitzdienst auch andere Einheiten einsetzten. Zu diesen unter dem Sammelbegriff Geleitzerstörer laufendes Schiffe gehören hauptsächlich die Korvetten, eine britische Kon-

struktion, die seit etwa einem Jahr im Geleitzverkehr vermehrt auftritt. Die Korvette ist mit durchschnittlich 900 Tonnen, kleiner als der Zerstörer, ist langsamer, geringer bewaffnet und robuster als dieser, da sie anstatt der empfindlichen Turbinen Dieselmotoren hat und in der groben atlantischen See verlässiger steuert. Da die Korvetten um etwa ein Drittel schneller gebaut werden können als ein Zerstörer und im Serienbau herstellbar sind, ist ein umfangreiches Bauprogramm aufgestellt worden, das allerdings gehemmt wird, weil die Werften in England und in USA überlastet sind zum Teil durch dringende Reparaturen. Auch die USA, die in England und in USA überlastet sind zum Teil durch dringende Reparaturen. Auch die USA, die in England und in USA überlastet sind zum Teil durch dringende Reparaturen.

Eire weist USA.-Erpressung ab

Selbstbewußter Verteidigungsakt der Regierung de Valeras

Berlin, 11. März.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat, wie die feindlichen Agenturen melden, von der Regierung des Freistaates Irland die Schließung der dortigen deutschen und japanischen Gesandtschaften und Konsulate gefordert. Das Verlangen wurde mit der Begründung gestellt, das Fortbestehen diplomatischer Beziehungen zwischen Irland einerseits, Deutschland und Japan andererseits gefährde das Leben nordamerikanischer Soldaten in Nordirland und Großbritannien. Die irische Regierung hat das Ansinnen der Vereinigten Staaten abgelehnt. Sie hat darauf hingewiesen, daß die Annahme einer solchen Forderung mit der Aufrechterhaltung der irischen Neutralität unvereinbar sein würde.

Dieser Angriff der anglo-amerikanischen Diplomatie auf die Neutralität Irlands ist ein Teilstück in der Serie des politischen

Nervenkrieges Londons und Washingtons gegen die neutralen Staaten. Er folgt den gleichgerichteten erpresserischen Aktionen gegen Spanien, Argentinien und Finnland. Da England im Zusammenhang mit seiner jahrzehntelangen grassierenden Unterdrückungspolitik gegen Irland Gründe genug hat, diesen politischen Schachzug, an dessen Gelingen es das größte Interesse hätte, nicht selbst auszuführen, hat es den großen amerikanischen Bruder vorgeschickt. Dieses für die anglo-amerikanische Diplomatie typische Spiel mit verteilten Rollen hat durch den selbstverständlichen Verteidigungsakt der Regierung de Valeras eine Antwort erhalten, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Damit hat die Methode der Erpressung als einseitiges einziges Mittel der Londoner und Washingtoner Diplomatie sich am Neutralitätswillen eines kleinen Landes selbst gerichtet.

Ansturm im Osten und in der Luft

(Schluß von Seite 1)

Die nach mühseliger Landung zu verzeichnen waren. Daß diese Verluste sehr hoch sind, hat die amerikanische Zeitschrift „Life“ enthüllt, denn sie stellt fest, daß schon die durch den Befehlshaber der amerikanischen Luftwaffe auf englischem Boden eingestandenen Verluste sehr hoch seien, und zwar besonders an ausgebildeten Piloten. Entschuldigend sei aber die nicht unerhebliche Zahl der Besatzungen, die außerdem durch Tod und Verwundung auseinandergerissen würden. Man habe nicht die Zahl der Verletzten und Toten in jenen Flugzeugen bekanntgegeben, die noch bei nach Hause hätten gelangen können, aber so zerschossen waren, daß jede weitere Verwendung unmöglich sei.

Am Montag und Mittwoch trafen sowohl die Angreifer als auch die Verteidiger auf gleich günstiges Wetter. Die Aufgabe der deutschen Abwehr war es, diese anfliegenden starken nordamerikanischen Bomberverbände und den sie begleitenden Jagdschutz vor Erreichen der Reichshauptstadt zu zerschlagen. Natürlich tarnte der Feind die Richtung und das Ziel seines Anfluges. Die Entscheidung über den Einsatz der deutschen Jagdabwehr muß in Sekundenbruchteilen getroffen werden, denn von der Wahl des richtigen Augenblicks und des richtigen Einsatzes hängt fast alles ab. Am beiden Tagen hat die deutsche Jagdabwehr die weitgehende Zerschlagung der nordamerikanischen Verbände erreicht und der Jagdschutz, dem die Nordamerikaner mit sich hatten, hat diese Abwehrerfolge der deutschen Jagdabwehr nicht verhindern können. Bereits fordert man in den nordamerikanischen Blättern einen weiteren Ausbau der Jägerwaffe, weil sie nicht ausreicht, und die Piloten der Amerikaner geben zu, daß die deutschen Jäger mit sehr viel neuem Verteidigungstricks kämpfen und mit einem ungeheuren Schnelld der direkten Einsatz gegen die feindlichen Verbände durchführen.

Am Donnerstag war für die deutsche Abwehr eine Luftschlacht unmöglich, da die Wetterlage den Einsatz von Jägern verhinderte. Über ganz Frankreich, dem Reichgebiet und vor allem Norddeutschland lag weit über Berlin hinaus lag eine außerordentlich starke Wolkendecke, die sehr tief heruntersank, während die Amerikaner in England bestes Startwetter hatten. Die Wetterlage war also für Deutschland sehr ungünstig, und so hatten die Nordamerikaner die Möglichkeit, Berlin ohne Luftschlacht zu erreichen. Die amerikani-

sehen und britischen Berichte weisen auf die Wetterlage selbst hin und fügen hinzu, daß nur in solchen für die deutsche Abwehr ungünstigen Umständen, als nur in den seltensten Fällen, mit einer solchen Gunst des Schicksals gerechnet werden könne. Die amerikanische Öffentlichkeit rechnet also weiterhin, falls die amerikanische Luftwaffe ihre Versuche, Berlin bei Tage anzugreifen, fortsetzen sollte, weiterhin mit sehr erheblichen Verlusten.

Süditalien als Ausbeutungskolonie

Die Folgen des Verrats des Zwergkönigs und seines Marschalls

Drahtbericht unseres Korrespondenten

D. v. L. Rom, 11. März.

Die Agitation der Amerikaner in Süditalien hat einen Aufschwung erfahren. Es macht sich dabei eine Tendenz bemerkbar, die deutlich darauf hinweist, daß die eifersüchtige Italien das Schicksal einer Kolonie, ähnlich wie es mit Ägypten und den Philippinen der Fall war, vorzubehalten. In diesem Sinne ist der nordamerikanische Plan zu werten, der davon spricht, Neapel und Palermo zu Freiheiten zu machen. Das würde bedeuten, daß sich Washington für seinen Weltbrand in der Nachkriegszeit wichtige Flottenstützpunkte im Mittelmeer zu sichern beabsichtigt, damit die nordamerikanischen Schiffe freies Eis- und Ausfahrtsrecht, Zollfreiheit für ihre Waren und außerdem die finanzielle Kontrolle über die in diesen italienischen Häfen investierten Kapitalien besitzen.

Nach Kenntnis der nordamerikanischen Absicht hat die griechische Schattenregierung einen ähnlichen Vorschlag angemeldet. Sie verlangt jedoch die Abtretung des Hafens Brindisi, als griechischen Freiheits Brindisi, so wird von den Griechen dazu ausgeführt, sei der Griechenland am nächsten gelegenen Hafen Westeuropas und für die griechische Schifffahrt von größter Wichtigkeit.

Nimmt man hinzu, daß Wyszynski im Namen Moskaus Biseria als Flottenstützpunkt verlangt hat, dann ist zu erkennen, daß Badoglio und sein König nicht nur Italien, sondern die Freiheit des Mittelmeeres überhaupt verraten haben.

Aus Süditalien trafen in Tripolis zwei bekannte libysche Kommunisten ein, die zu der Zeit, als die Italiener wo auf den weiten Schlichtfeldern des Ostens gefallen. Namenlose, unter Millionen, die Tag um Tag tapfer und sich ihre Pflicht tun, dem Befehl gehorchen und dem Tod nicht scheuend Soldaten von so vielen, die zeugend für viele stehen, deren Gelat ist unsichtbar, aber spürbares Erbe weiterlebt und wirkt, die an der Front und in der Heimat sich darbringen, damit das beste, was wir Heimat nennen.

Ein Leutnant und acht Grenadiere! Sie sind Gefährten der Mütter, Väter, der Frauen

Demokratischer Spitzentanz



In der Schweiz wurde eine „Gesellschaft zur Förderung und Pflege der Beziehungen zwischen der Schweiz und der Sowjetunion“ gegründet. Eine größere Anzahl „Persönlichkeiten des geistigen Lebens“ hat ihren Namen unter das Gründungsprotokoll gesetzt.

Demokratischer Spitzentanz der „Gesellschaft zur Förderung und Pflege der Beziehungen zwischen der Schweiz und der Sowjetunion.“ Zeichn.: Kieselbach.

Regierung habe auf die diesbezügliche Anfrage hin ihr Einverständnis an die englische Regierung mitgeteilt.

Gerüchtwiese habe man in den polnischen Kreisen Ägyptens seit einiger Zeit von der Übersiedlung der Mikolajczyk-Regierung nach Kairo gesprochen.

Schwedisches Katzbudeln vor Moskau

Drahtbericht unseres Korrespondenten

Sw. Stockholm, 11. März.

An der Stockholmer Universität soll nach Mitteilung des Rektors ein schwedisches russisches Institut errichtet werden. Zur Verdringung der Beziehungen zur Sowjetunion?

Industriebrände in Schweden

Drahtbericht unseres Korrespondenten

Sw. Stockholm, 11. März.

Die schwedische Industrie wird gegenwärtig von einer zufälligen Häufung von Bränden und Unglücksfällen betroffen. Auf den größeren Brand, der vor wenigen Tagen eine große Werft bei Stockholm heimsuchte, folgte in der Nacht zum Samstag ein Großfeuer, das mit explosiver Gewalt losbrach und eine chemisch-technische Fabrik in Westastockholm völlig zerstörte. In der Umgebung von Göteborg wurde am Freitag eine pyrotechnische Fabrik, die für die schwedische Wehrmacht arbeitete, durch eine Explosion betagelt, wobei ein Toter und mehrere Schwerverletzte zu beklagen sind. In beiden Fällen sind die Ursachen noch nicht geklärt.

Schweiz verschärft Rationierungen

Drahtbericht unseres Korrespondenten

O. Sch. Bern, 11. März.

Wie mitgeteilt wird, sieht sich das Schweizer Ernährungsamt gezwungen, vom 1. April 1944 ab die Butter-, Milch- und Käseportionen noch weiter herabzusetzen, wobei vor allem die monatliche Butterration eine ziemlich empfindliche Kürzung erfährt. Die bisherige monatliche Butterration von 200 Gramm wird auf 100 Gramm je Person herabgesetzt.

Feindflugblätter abliefern

Berlin, 11. März.

Der Reichsführer H. Reichminister des Innern, gibt folgende zur Sicherung der Landesverteidigung organisierte Anordnung der Reichsregierung bekannt: Flugblätter oder alle sonstigen Schriften, die der Feind abwirft oder auf andere Weise in das Reichsgebiet gelangen läßt, sowie staatsfeindliche Schriften aller Art die zur Beunruhigung der Bevölkerung oder zur Beeinträchtigung der Kriegsmoral verbreitet werden, sind der nächsten Polizeidienststelle unverzüglich abzuliefern. Ablieferungspflichtig ist jeder, in dessen Besitz eine solche Schrift gelangt ist. Wer gegen diese Anordnung verstößt, wird nach § 92b des Reichsstrafgesetzbuches mit Gefängnis bestraft, soweit nicht, nach anderen Vorschriften eine schwerere Strafe verurteilt ist.

Terrorflieger überlegen die Schweiz. In der Nacht vom 10. zum 11. März überflogen vereinzelt Flugzeuge „unbekannter Nationalität“ die Kantone Gené, Waadt und Neuchâtel in einer Höhe von etwa 3000 bis 4000 Meter.

Abtritt des türkischen Botschafters in London. Wie Reuter meldet, ist der türkische Botschafter in Großbritannien Orby zurückgetreten.

Perál Staatspräsident von Argentinien. Einer offiziellen Meldung aus Buenos Aires zufolge hat General Domingo Perál die Präsidentschaft der argentinischen Regierung angetreten.

Judenname für Schiffswende. Wie das israelitische Wochenblatt aus New York meldet, erhalten die kürlich von Stopei gelassenen „Liberty“-Schiffe Namen jüdischer Amerikaner.

Verlag und Druck: Der Arbeiter, Verlag und Druckerei G. m. b. H., Verlagsschreiber Helmut Lehr, bei der Wehrmacht, L. V. Franz Söldnermeister, Hauptgeschäftsführer: Dr. Karl Goebel. - P. Nr. 8.

(PK-74.)

Goldene Kerzen brennen zum Tod

Erzählung von HERBERT DÖRR

Seit Beginn des Krieges war es so Sitte, daß, wenn ein Vater oder Bruder eines Klassenschülers für das Vaterland gefallen war, man ein kleines Schild mit schwarzer Umrandung, mit dem Namen des Gefallenen beschriftet und an der großen Seitenwand des Zimmers befestigte. Das geschah jeweils in feierlicher Weise nach einigen Worten, die der alte Schullehrer, den man aus seiner Ruhezeit wieder geholt hatte, an die Buben richtete. Er war Offizier im Weltkriege gewesen und so kam er dann an solchen Tagen in seiner feldgrünen Uniform. An dem schwarzen, bereits wurmfressigen Lehrerpult hing eine Reichskriegsfahne und oben auf lag ein etwas schon rostiger Stahlhelm. Daneben brannten zwei Teelampen, deren goldener Schein sich in den vielen dunklen Augen widerspiegelte.

Als der Lehrer zum ersten Male über das große Opfer sprach, das jeder Deutsche zu geben gewillt sei, waren sie alle ganz still geworden. Sie ahnten ja nicht, was kommen sollte, so etwas war ihnen ganz neu. Dann aber wurden sie stolz mit jedem Wort das wie ein Sturmgewitter auf sie niederging. Jeder Bub wurde in diesem seltenen Augenblick zum großen Soldaten und alle schauten in die flackernden Lichter mit tief klopfendem Herzen. Als dann gar der Lehrer aufstand und langsam durch die Schulbänke ging, da vergaß mancher das Atmen. Einer nach dem andern erhob sich, die Blicke folgten der schon etwas gebeugten Gestalt, die in der Rechten das erste Schilchchen trug, auf dem der Name des Vaters vom Kleinen Hans Weiner stand.

„Und so wollen wir es immer halten, wenn einer von unseren Angehörigen den Helden- todt gestorben ist.“

Monat um Monat ist seit jenem denkwürdigen Tag vergangen. Vierzehn solch kleiner Tafeln hängen nun schon an der großen, hellen Wand, auf die am lichten Morgen die goldenen Sonnenstrahlen fallen, wie blinkende Speere und Abends bevor sie im Meer versinken noch einmal, im weiten Rußland kämpfen die deutschen Heere um den Sieg des Vaterlandes.

Eines Morgens kam der Lehrer nicht in die Schule. Es hieß, er sei krank geworden. Eine Stunde lang waren die Buben in dem Klassenzimmer allein. Ab und zu kam wohl mal der Rektor und schaute nach ihnen. Er fand sie aber immer lesend oder lernend vor und so ging er dann still und leise lächelnd wieder.

Als die Mittagsglocke läutete, verließen die Buben zum ersten Male mit einem unbefriedigten Gefühl das Schulhaus. Vor allem fehlte ihnen der Lehrer, der ihnen an jedem Morgen den Wehrmachtbericht an der Karte erläutert hatte. Manchmal hatte auch einer der Jungen einen Brief vorgelesen, den er von seinem Vater oder Bruder aus dem Felde geschickt bekommen hatte. Das alles war heute ausgefallen. —

Abend war es schon fast, als sich ein Schüler nach dem anderen in der Schule einfand. Der Hausmeister hatte zwar zuerst geklopft, aber da die Jungen so ernst und eifrig redeten, konnte er gar nicht anders, als sie einzulassen, zumal so ihm den Grund ihres Kommens erklärten.

Der einzige Sohn des Lehrers war gefallen. Einige hatten es selbst in der Zeitung gelesen, wieder andere hatten es von der Mutter erfahren. So waren sie gekommen, keiner fehlte, um zu besatzschlagen was zu tun wäre. Als einer der Eltern gefallen war, hatten sie es kaum so schmerzhaft empfunden, wie gerade jetzt, wo der Sohn vom Lehrer tot war. Allen ging es nahe und jeder meinte, eine fremde Hand wolle mit Gewalt ihr kleines, vor Aufregung hastig hämmern- des Herz zum Schweigen bringen.

Am nächsten Morgen trugen alle Ehrenschilde an der Wand des Schulzimmers grüne Tennenkränze und jeder Junge hatte vor sich auf der mattglänzenden Bank eine helleuchtende Kerze stehen, die er mit beiden Händen umfaßt hielt.

Als die Schulglocke den Morgen einläutete, kam der Lehrer in seiner schon etwas schiefen Uniform zur Tür herein, von zwei Jungen geleitet. Alles stand auf und stand schweigend still. Ein jeder gab sich

besonders Mühe, eine stramme Haltung einzunehmen.

Langsam ging der Lehrer nach vorn und drehte sich erst dann nach seinen Schülern um, als er auf dem Podium, vor der großen schwarzen Tafel, auf der ein eisernes Kreuz mit einfachen Strichen gezeichnet war, stand. Dann drehte er den Kopf zur Seite, sah die vielen Lichter brennen, die er bisher gar nicht beachtet hatte und sah auch die Tennenkränze an der Wand hängen. Seine Rechte ging langsam hoch, als trat ein Junge aus seiner Schulbank, zwei andere folgten ihm, trugen dabei ihre Kerzen in den kleinen Händen. Der eine Junge sprach nun, die Worte sind nebensächlich.

„Ich halt' einen Kameraden...“

Das Weib des Orphan Peja

Erzählung von MARIE AMELIE FREIN VON GODIN

Zum ersten Male sah ich Fezile, des Orphan bey Peja junges Weib, im Geleise ihrer Schwiegermutter, der alten Melek. Diese Frauen waren mit den Frauen der Sippe auf der Flucht vor den im Kosowo gebrochenen Serben nach Valona gekommen. Ein Dutzend ihrer Leute schleppte gegen ihrer reichen Beute hinter ihnen her, um sie selbstens vor Not zu bewahren. Trotzdem schienen sie traurig, denn noch loderte in ihren Seelen der Feuerschein des von

Sie kamen unbeholfen und stockend aus an- dem Munde, obwohl er sie in der vergan- genen Nacht auswendig gelernt hatte. Nach- dem er geendet, gingen die Drei wieder still an ihren Platz. Dafür standen drei andere auf, einer trug ein neues Schild mit dem Na- men des Lehrers Sohn und das befestigten sie an der Wand, wo die anderen schon

Schweigend hatte der Lehrer das alles er- lebt. Kein Wort hat er von sich gegeben, nur der Kopf war etwas in die Höhe ge- gangen und zwar so, daß alles Licht der Kerzen in seine Augen flimmerte. Als es wieder ruhig war, wandte er sich um und ging zum Schrank. Holte die braune Geige heraus, stimmte sie sorgfältig und setzte sachte den Bogen an. Leise summen die Buben erst mit, um dann mit lauter, kräftiger Stimme einzufallen:

„Ich halt' einen Kameraden...“

Wenige Tage darauf besuchte mich Orphan. Er war damals ein gar schmucker und schlanker Bursche, seine köhnen Züge trugen noch das Gepräge knabenhafter Un- beherrschtheit, ja Unschuld. Gegen alle alban- ische Sitte sagte ich: „Du hast ein schönes junges Weib!“ Er suchte mit keiner Miene. „Es ehrt mich und mein Haus“, gab er zur Antwort, „daß dir, Herrin, die Schwieger- tochter Zeneb bey Peja gefällt.“ Durch die Frau aber, die meine Wäsche versorgte, er- fuhr ich, daß Orphan gut war zu Fezile, daß er ihr Geschenke brachte und manche Stunde des Tages in ihrer Kammer ver- blieb, — bis ihn eines Morgens die Mutter als Frauenknecht verpörrichte. Weil er gleichzei- tig erfuhr, daß seine Mutter Fezile für seine unheimlich bezogene Liebe mit Härte be- strafen, kam fortan auch er, wie die übrigen albanischen Gatten, nur noch des Nachts zu seinem Weibe.



Deutsches europäische Sendung. — Bild von Prof. Hermann Hase. (Wehrbild)

KURT EGGERS A

TOTENEHRUNG

Frägt nicht!	Hört!	Singt nicht!
Klagt nicht!	Schweigt!	Wankt nicht!
Die gefallen,	Heißt sie Ehre,	Seht zum Norden,
Sind uns allen	Daß sich schade	Halt geworden,
Neu verbunden,	Gut von Böse,	Unser Zeichen!
Denn ein Volk	Daß das Blut	Und die Nacht
Hat heimgefunden.	Das Volk erlöse.	Muß von uns weichen.

Neigt euch!	Frägt nicht!
Beugt euch!	Klagt nicht!
Vor den Geistern,	Die gefallen,
Die uns meintern!	Sind uns allen
Wir sind Freie,	Neu verbunden,
Uns umfängt	Denn ein Volk
Des Lichtes Wehe,	Hat heimgefunden.

Den Müttern der Gefallenen

Hilke Busch

Was der Besessene beklagt,
Ist weder Stein noch Bild —
Vielen blieb ungeeagt,
Manches blieb unerfüllt.

Aber des Lebens Zeit
Währt nicht nach sterblichem Maß:
Es bleibt in Ewigkeit,
Was eure Seele besaß.

Sieg umgibt ihr Geheiß,
Und nach dem Welterricht
Amet lebendig der Stein,
Steigen die Söhne zum Licht.

„Rette deine Mutter! Wir verbrennen!“ Orphan rief sich los von Fezile. „Warte auf mich!“ und trug die grauen Eltern ins Freie. Als er zu seinem Weibe zurückkehrte, schlugen ihm aus ihrer Stube die hellen Flammen entgegen. Trotzdem gelang es ihm, die Bewußtlose durch ein Fenster zu bergen. Als Fezile aber auf der Gartenwiese zu sich kam, zeigte sich, daß sie von Weh- rungen befallen war, vielleicht durch die Angst, vielleicht durch die Schmerzen. Ob- wohl ihr Orphan große Güte erwies, genas sie nicht mehr. Durch lange Tage blies sie auf die überschmal gewordenen Finger und klagte, daß man sie der Feuersbrunst über- ließ. Darauf wollte Zeneb die Kranke ihren Eltern zurücksenden, die sich nach ihrer Flucht aus dem Kosowo in Kutsch nieder- gelassen hatten. Dasselbe jedoch widersetzte sich Orphan dem Vater: „Wenn ihr sie aus dem Hause entfernt“, sagte er düster ent- schlossen, „stehe ich mit ihr!“ Alle fühlten, dies war sein letztes Wort, und so blieb denn Fezile bei den Peja.

Im nächsten Jahre gebar die Kranke Orphan bey den Eltern und war sie sorgsam des Knaben, der späterhin ihrer reizenden Jugend so ähnlich ward. Doch lernte sie niemals ihn bei Namen zu nennen. Den Gatten Orphan hingegen erkennen stets ihre Augen und ihr Herz. So oft ihn seine Güte und Zärtlichkeit an ihre Seite trübten, strahlte ihr Blick. Nur ihn allein grüßte sie mit milden Worten.

„Rette deine Mutter! Wir verbrennen!“ Orphan rief sich los von Fezile. „Warte auf mich!“ und trug die grauen Eltern ins Freie. Als er zu seinem Weibe zurückkehrte, schlugen ihm aus ihrer Stube die hellen Flammen entgegen. Trotzdem gelang es ihm, die Bewußtlose durch ein Fenster zu bergen. Als Fezile aber auf der Gartenwiese zu sich kam, zeigte sich, daß sie von Weh- rungen befallen war, vielleicht durch die Angst, vielleicht durch die Schmerzen. Ob- wohl ihr Orphan große Güte erwies, genas sie nicht mehr. Durch lange Tage blies sie auf die überschmal gewordenen Finger und klagte, daß man sie der Feuersbrunst über- ließ. Darauf wollte Zeneb die Kranke ihren Eltern zurücksenden, die sich nach ihrer Flucht aus dem Kosowo in Kutsch nieder- gelassen hatten. Dasselbe jedoch widersetzte sich Orphan dem Vater: „Wenn ihr sie aus dem Hause entfernt“, sagte er düster ent- schlossen, „stehe ich mit ihr!“ Alle fühlten, dies war sein letztes Wort, und so blieb denn Fezile bei den Peja.

Das Sommersingen

Skizze von MARIANNE SCHIRM

Aus einer schlesischen Kleinstadt waren wir in die weit entfernte, große Stadt gezo- gen. Solche Grenzen zu überschreiten, war damals schwer. Die Eltern konnten sich dar- um auch nicht einleben in der fremden Stadt und unter den rauheren Lebensumständen. Oft versuchten wir Kinder auf unbeholfene Art, Vater und Mutter zu erheitern, aber das hatte wenig Erfolg.

Da nahe jener Sonntag, der in der Hel- met so festlich gewesen war. Ein Hauch Schneeluft hatte ihn noch an, aber auch eine Ahnung von Blumen und strahlender Sonne. Jedes Jahr hatten wir, Sommerbäume vor uns herträgend, den Winter hinausge- zungen.

Ein Strauß bunter Papierblumen oder prächtig geschmückte Reifen, Herzen oder dergleichen krönten diese „Sommerstengel“, die von langen, farbenfrohen Bändern um- weht werden. Schon der Kauf war ein Fest. Da gab es welche, die schauten aus wie ge- putzte junge Mädchen, die kichernd im Tanzsaal beistimmend und auf einen warten, der sie zum Tanz führt. Andere glichen Bauerntöchtern in wippenden bunten Röcken. Die schönsten prangten mit einer Fülle zartfarbener Bänder.

Ungeduldig schauten wir in den Läden der großen Stadt nach „Sommerbäumen“ aus, wir gingen in die Markthallen, aber wo wir auch fragten, bekamen wir nur ein ver- wundertes Kopfschütteln zur Antwort. Bisher hätte uns das Neus in der Stadt abgeleitet, nun sah sie uns mit einem kühlen, fremden Antlitz entgegen. Kein Sommersingen gab es

hier? Dann gab es auch keinen Sommer in dieser Stadt! Hatten wir ihn nicht gerufen mit der Hoffnung und der Freude, die in un- sere Lieder waren! Alle Sommerfestlich- keiten hatten wir ahnungsvoll vorsehnd an die- sem Tage.

In der Erinnerung erschienen uns unsere Sommerbäume noch schöner, als sie es in Wirklichkeit gewesen waren und der zag aufstehende Gedanke, uns selbst welche herzustellen, wurde Anfangs immer wieder verworfen. Vielleicht hätten wir schließlich wirklich verzichtet, aber wir mußten doch den Eltern den Sommer einflößen, hier in der Fremde erst recht. So kauften wir uns viele Bogen buntes Seidenpapier und klebten, feilten und wanden, bis wir jedes einen Sommerbaum besaßen. Den veraste- teten wir bis zum Sonntagmorgen. Oft schauten wir heimlich in die Ecke, in der er stand. Es war mehr, als das Entdecken an der bunten, raschelnden Herrlichkeit, was wir empfanden, wenn wir es auch nur in kindlichen Vorstellungen fühlten: Wir brach- ten unseren Eltern ein Stück Heimat.

Ja, wir brachten es ihnen wirklich. Sie hatten keine der Gaben bereit, wie man sie den Kindern für das Sommersingen gibt, sie waren völlig überrascht. Sie hörten unsere Lieder an und das Mäde und Hoffungslose wich aus ihren Blicken. Sie hatten verges- sen, daß man die Heimat mitnehmen kann in die Fremde, im Herzen und in der Art, zu leben und daß wir Kinder so waren, die sie daran erinnerten, mit frohen Liedern und alten Bräuchen, das hat sie wohl besonders ergriffen.

Immelind

wag nicht zuviel!

Heute gekürzter Roman von Karl Robert

38. Fortsetzung

Jörg begann wieder: „Stelle dir vor, du liebst deine Frau, bist ihr fern und sehnst dich nach ihr, du glaubst an ihre Treue und Aufrichtigkeit, und plötzlich erfährst du Dinge, die deinen ganzen Glauben über den Haufen werfen, die dir beweisen, daß — — — Denn ich wußte nichts von dem Kind; ich habe noch kein Kind, kann auch noch gar keine haben, da ich ja erst wenige Monate mit Immelind verheiratet bin und wir vorher — — — Schluß, das geht dich nichts an! Jedenfalls wünsche ich unverzüglich aus mal selber diesen meinen angeblichen Stammbaum zu sehen und von Immelind Aufklärung zu erhalten. Jawohl, Recher- schaft fordere ich von ihm! Dummerweise sandte ich vor meiner Fahrt nach Stettin ein Telegramm, und wie ich ankom, war das Haus leer. Man hatte Angst bekommen und war geflohen, samt dem Kind.“

Hilflos sah Tilo den Vater an: — Wie sagte Jörg? Seine Frau sei samt dem Kind aus Grünau geflohen! Und die Fahrt nach Bayern, als er sie zufällig vor München im Schnellzug traf — — — Was das etwa wirk- lich eine Flucht gewesen? Flucht vor Jörg? Dann durfte er ihm kein Wort davon ver- raten, daß er Immelind mit dem Kind im Zug gesehen und gesprochen hatte, und ihm auch nicht sagen, daß sie zum Chiemsee fahren wollte. —

Voller Zorn redete Jörg weiter: „Aber ich werde sie finden, und den Kerl, mit dem zu- sammen sie sich hier aufhält, ebenfalls. Und dann — — — Es wird eine Generalabrechnung, das schwöre ich! Nie und nimmer hätte ich gedacht, daß Immelind solche Geheimnisse vor mir hat, daß sie fähig wäre, mich der- art zu täuschen und zu belügen. Warum hat sie mir nicht vor unserer Heirat offen und

ehrlich gestanden, daß sie schon ein Kind besitzt, von einem andern! Durch ihr Ver- heimlichen hat sie mich in eine Lage ge- bracht — — — Ist das vielleicht angeblich, wenn einem zu einem Stammbaum gratu- liert wird und man weiß selber gar nichts davon! Wenn einem versichert wird, das Kind sehe einem ähnlich, und man weiß gar nicht, wie der Saig zu dieser Ähnlichkeit kommt! Und du Unglückswurm hast auch noch freudestrahlend das verdammte Foto in Vaters Betrieb und wer mag wissen, wo noch, herumgezeigt. Heut hat man mich wieder telefonisch zu dem Stammbaum ge- rufen.“

Jörg krante Geld aus der Tasche und legte es auf den Tisch, er erhob sich und stieß finster drohend hervor: „Jetzt geh ich weiter auf die Suche! Entwischen werden sie mir nicht!“

Den Kopf gesenkt, mit müden Schritten, machte sich Tilo alsbald auf dem Weg zum Hotel Pars. Er war ganz verwirrt. Was war Wahrheit, und was bestand nur in Jörgs Einbildung? War Jörg wahrhaftig und hatte er vergessen, daß er ein Kind besaß, oder hatte Frau Immelind wirklich — — —

Tilo neigte sehr zu ersterer Annahme, denn dann war Jörgs Frau ohne Schuld, und er konnte sie sich nicht schuldbehaftet vor- stellen. Oder sollte Frau Immelind doch schon einmal unglücklich geliebt haben und wäre das Kind — — —? Dann hätte ja er jetzt all die Not und Gefahr über sie herauf- beschworen! Denn durch ihn hatte Jörg ja erst von dem Kind erfahren! Und nun jagte Jörg hinter Frau Immelind her, was geschah, wenn er sie fand? —

Tilo wußte plötzlich, was seine Aufgabe war — — — Er mußte Frau Immelind vor Jörg warnen, mußte dafür sorgen, daß Jörg seiner Frau während der nächsten Tage nicht begegnete, er mußte Frau Immelind vor Jörgs Zorn schützen! Wo aber war sie! Wenn er doch nur einen Anruf von ihr er- halten hätte! Es blieb nichts anderes übrig: er mußte morgen früh zum Chiemsee fahren und dort nach ihr suchen. Wenn er sie fand — — — Nein, es durfte gar kein Wenn geben, er mußte Frau Immelind morgen

finden und sich mit ihr über alles aus- sprechen — — —

In der Hotelhalle lief Tilo dem Onkel in den Weg. Bornemann winkte ihm freude- strahlend zu.

„Präulein Bergheim ist da! Sie war weit gelaufen und hatte sich verirrt. Nun ist alles wieder gut. Sie bedauert sehr, daß wir uns um sie gesorgt haben. Wir sitzen draußen im Garten, Tilo, komm mit hinaus! Armer Kerl, sie hat richtig mitgenommen aus! Hast natürlich auch noch nichts ge-essen — — —“

Milde winkte Tilo ab.

„Laß ich — — — Ich habe schauerhafte Kopfschmerzen, Onkel Max. Das Herum-“

K. E. W. I. A. S. S.

MAHNUNG

Nicht zu tief verankert
im Herzen ruhn
laßt der Taten
heiliges Gedächtnis.

Tut, von gleichem Mut geleitet,
zu tun,
heißt der Helden
brennendes Vermächtnis!

japan jetzt — — — Entschuldige mich, ich will mich sogleich niederlegen!“

„Na, dann auf morgen, Tilo! Ruhe dich gut aus!“

Geschäftig lief Bornemann wieder zum Hotelgarten, der an dem schönen warmen Sommerabend noch zum Verweilen ein- lud.

Verwundert blickte Max Bornemann am nächsten Morgen den Kellner an, der ihm beim Betreten der Hotelterrasse einen Brief überreichte.

„Von meinem Neffen! Ja, wieso?“

„Herr Weinstadt sagte, er habe etwas Drin- gendes zu erledigen. Er hat sehr bald ge- frühstückt und ist dann fortgegangen.“

Kopfschüttelnd schnitt Bornemann den Umschlag auf. Auf des Kellners Frage wegen des Frühstücks hob er abwehrend die Hand.

„Nein, ich warie damit, bis Präulein Bergheim da ist.“

Nur wenige Zellen waren es, die auf dem Bogen standen, den er jetzt entfaltete: „Lieber Onkel! Entschuldige bitte, wenn ich dir heute nicht Gesellschaft leisten kann! Es haben sich jedoch Dinge ereignet, die es mir zur Pflicht machen, einzuzugreifen und zu vermitteln. Ich kann dir vorläufig noch nichts Näheres darüber mitteilen. So- bald ich wieder hier bin, melde ich mich bei dir. Tilo.“

Während er diese rätselhafte Nachricht nochmals las, klang ein freundlicher Morgen Gruß an sein Ohr. Schnell wendete er sich um.

„Mein liebes Präulein Bergheim, guten Morgen! Haben Sie gut geschlafen? Ich dachte, Sie würden auf Ihre gestrige lange Wanderung hin heute länger ruhen.“

„O nein, ich fühle mich vollkommen frisch.“

„Das ist schön! Dann können wir also jetzt miteinander frühstücken.“ Bornemann erhob Immelind Tilos Schreiben zu.

„Was sagen Sie dazu? Mein Neffe Tilo geht heute seine eigenen Wege. Ich kann mir das nicht erklären. Mit keinem Wort hat er gestern solche Absicht angedeutet.“

Immelind las und wußte sich den Sinn von Tilos Worten auch nicht recht zu deuten.

„Das klingt ja ganz geheimnisvoll.“ Zum Eingreifen und Vermitteln fühlt sich ihr Neffe verpflichtet.“

„Es wird nichts von Bedeutung sein. Tilo hat manchmal absonderliche Ansichten und Einfälle. Wer weiß, was er sich einbildet. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf darüber, Präulein Bergheim. Wir werden Tilo nicht vermissen. Im Grunde ist es mir recht angenehm, daß — — —“

Und im stillen, während der Kellner das Frühstück servierte, setzte Bornemann hin- zu: „daß ich heute mit dir allein sein werde, nachdem ich schon gestern auf deine Gesell- schaft verzichten mußte.“

Wie allmorgendlich ließ er sich auch heute wieder von Immelind hausfröhlich bedienen, die Brötchen mit Butter streichen, die Tasse mit Kaffee füllen und Zucker hinzugeben. Mit einem sehr zufriedenen Lächeln beobachtete er jede ihrer Bewegungen. Er sagte ihr dabei manche Schmeichelei und gestand aufstehend: „Gut, daß ich gestern das Ge- schäftliche hinter mich gebracht habe. Nun ist das erledigt, ich brauche nicht mehr daran zu denken und kann wieder der Gege- wart leben und mich Ihrer Nähe freuen.“

„Und der Teilhabervertrag für Ihren Sohn ist also fix und fertig, Herr Bornemann?“

„Ja, und ich habe dem Jungen derte wirk- lich viel geboten. Ohne mich loben zu wollen, muß ich sagen: ich bin ihm groß- zügig entgegengekommen.“

„Damit bereiten Sie mir eine große Freude.“

„Das will ich auch, Präulein Bergheim. Und wenn ich Jörg den Vertrag schicken werde ich ihm mitteilen, daß er mein Ent- gegenkommen eigentlich Ihnen zu danken hat. Sie haben immer wieder gute Wort für ihn gefunden. Sie haben mir die Sach- mit seiner Heirat, meine — — — nun ja, sagen wir: damalige Voreingenommenheit gegen Jörgs Frau, meine — — — in Gottes Namen! Un- gerechtigkeit, mit der ich damals Jörgs Han- deln beurteilte und ihn verurteilte, so warm- herzig verständig vor Augen geführt, daß Sie nicht unangenehm geredet haben sollen. Ich will Ihnen beweisen, daß ich kein streit- süchtiger Kleingeist bin, daß ich jedem und damit also auch Jörg, sein Recht lasse. Ich will mich auch mit seiner Frau einigen, so- weit das eben möglich ist, ich will daran glauben, daß diese Frau manche gute Eigen- schaft besitzt, — wenn sie auch natürlich- stem Vergleich mit Ihnen nicht standhalten kann; denn Sie sind eben mit Ihrem ganzen Wesen, Ihren glänzenden persönlichen und hausfröhlichen Eigenschaften einmalig und unvergleichlich, Präulein Bergheim.“

„Aber Herr Bornemann, Sie sollen mich doch nicht immer wieder so überschwen- glich loben.“

(Fortsetzung folgt)

